

(Nachdruck verboten.)

3) Joma Gordjewe.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Drauner.

Endlich kam die Hebamme eilig von oben und rief ihm mit dünner, freudiger Stimme zu:

„Gratuliere Dir zum Sohn, Ignat Matwjeitsch!“

„Lügst Du nicht?“ fragte er tonlos.

„Was fällt Dir denn ein, Väterchen?“

Ignat seufzte aus der Tiefe seiner mächtigen Brust auf, stürzte auf die Kniee und murmelte mit zitternder Stimme, indem er die Hände fest an die Brust drückte:

„Ich danke Dir, Gott! Du hast also nicht gewollt, daß mein Geschlecht aufhören soll! Meine Sünden werden vor Dir einen Fürbitter finden . . . Ich danke Dir, Gott . . . ach!“ Und gleich nachdem er sich erhoben hatte, begann er laut zu kommandieren:

„He! Es soll jemand hinfahren und den Popen holen! Sagt, daß Ignat Matwjeitsch ihn zu sich bittet, er möchte für die Wöchnerin beten!“

Ein Dienstmädchen kam und sagte aufgeregt zu ihm:

„Ignat Matwjeitsch! Natalja Dominišna ruft Sie . . . ihr ist schlecht!“

„Schlecht ist ihr? Wird schon gut werden!“ brüllte er mit freudig leuchtenden Augen. „Sag, ich komm' gleich! sag, daß sie ein Brachtweib ist. Ich werd' nur ein Geschenk holen, dann komm' ich! Wartet! Bereitet für den Popen einen Imbiß vor . . . laßt den Gebatter Majakin holen!“

Seine redenhafte Gestalt schien noch gewachsen zu sein, und er stürzte vor Freude berauscht sinnlos durch das Zimmer; er lächelte, rieb sich die Hände, warf den Heiligenbildern gerührte Blicke zu und befreuzte sich, mit der Hand weit ausstreckend . . . Endlich ging er zu seiner Frau.

Dort fiel ihm vor allem ein kleines, rotes Körperchen in die Augen, das die Hebamme in einem Trog wusch. Als Ignat es sah, stellte er sich auf die Fußspitzen, legte die Hand auf den Rücken und näherte sich, indem er vorsichtig austrat und auf eine komische Weise die Lippen vorschob. Und das Körperchen wand sich und zappelte im Wasser, nackt, kraftlos und rührend in seiner Hilflosigkeit.

„Du, saß ihn vorsichtig an, er hat ja noch keine Knochen,“ sagte Ignat bittend und halbtaug zur Hebamme. Sie lachte, indem sie ihren zahnlosen Mund aufmachte, und warf geschickt das Kind von einer Hand auf die andre.

„Geh doch zu Deiner Frau!“

Er näherte sich gehorsam dem Bette und fragte im Gehen:

„Nun, wie ist's, Natalja?“

Dann schob er den Vorhang fort, der das Bett im Schatten ließ.

„Ich werd's nicht überleben!“ hörte er eine leise, heisere Stimme.

Ignat schwieg und blickte starr in das Gesicht der Frau, das in das weiße Kissen vergraben war, auf dem die dunkeln Haarsträhnen sich wie tote Schlangen abhoben. Gelb, leblos, mit schwarzen Flecken um die riesengroßen, weit offenen Augen erschien es ihm fremd. Auch den Blick dieser furchtbaren Augen, der unbeweglich irgendwohin in die Ferne durch die Mauer hindurch gerichtet war, kannte Ignat nicht. Sein Herz, das von einer bangen Vorahnung zusammengepreßt wurde, hielt sein freudiges Schlagen auf.

„Das macht nichts . . . gar nichts . . . das ist immer so!“ sprach er leise und beugte sich, um seine Frau zu küssen. Doch sie stöhnte ihm ins Gesicht hinein:

„Ich werd's nicht überleben!“

Ihre Lippen waren grau und kalt, und als er sie mit seinen Lippen berührte, begriff er, daß der Tod schon in ihr war.

„O, mein Gott!“ flüsterte er erschrocken, indem er fühlte, wie die Angst seine Kehle zusammenkrampfte und ihn nicht atmen ließ.

„Natascha! Was soll denn mit ihm werden? Er muß ja die Brust haben! Was ist denn mit Dir?“

Er schrie seine Frau fast an. Um ihn herum trippelte

die Hebamme; sie hielt das weinende Kind hoch in der Luft und sagte etwas sehr eindringlich, doch er hörte nichts, und konnte seine Augen von dem furchtbaren Gesicht seiner Frau nicht losreißen. Ihre Lippen bewegten sich und er hörte leise Worte, verstand sie aber nicht. Er saß am Rande des Bettes und sprach mit tonloser, schüchternen Stimme:

„Denk mir, er kann ja nicht ohne Dich sein . . . er ist ja ein Säugling! Mach Dein Herz stark: jag diesen Gedanken von Dir! Jag ihn fort!“

Er sprach und wußte, daß es unnütz war. Thränen stiegen in ihm auf, und in seiner Brust bildete sich etwas, das schwer wie Stein und kalt wie Eis war.

„Verzeih . . . mir . . . leb wohl! Gieb acht, gieb acht . . . daß Du nicht trinkst!“ flüsterte Natalja lautlos.

Der Geistliche kam, bedeckte ihr das Gesicht und begann seufzend leise flehende Worte über ihr zu sprechen:

„Allmächtiger, alles erhaltender Gott, der jedes Leiden heilt . . . heile auch Deine heute niedergekommene Sklavin Natalja und richte sie von dem Lager auf, auf dem sie liegt, wenn wir auch nach den Worten des Propheten David „in Ungnüt gezeugt werden und vor Deinem Antlitze alle unrein sind“.

Die Stimme des Alten zitterte, sein mageres Gesicht war streng und seine Kleider rochen nach Weihrauch.

„Behüte das von ihr geborene Kindlein vor allem Bösen . . . vor jeder Schlechtigkeit . . . vor jedem Sturm . . . vor den bösen Geistern des Tages und der Nacht . . .“

Ignat hörte dem Gebet zu und weinte schweigend.

Seine großen, warmen Thränen tropften auf den bloßen Arm seiner Frau. Doch ihr Arm fühlte wohl nicht, wie die Thränen darauf fielen: er blieb unbeweglich, und seine Haut erbebt nicht unter der Berührung der Thränen. Nachdem Natalja das Gebet angehört hatte, verlor sie das Bewußtsein und starb am nächsten Tag, ohne zu jemand noch ein Wort gesagt zu haben — sie starb ebenso schweigsam, wie sie gelebt hatte.

Nachdem Ignat seiner Frau ein prundvolles Begräbnis hatte zu teil werden lassen, taufte er seinen Sohn, den er Joma nannte, und gab ihm mit schwerem Herzen in das Haus des Taufpaten, seines alten Freundes Majakin, dessen Frau auch vor kurzem niedergekommen war.

Der Tod seiner Frau machte in Ignats dichtem, dunkeln Bart viele Haare grau, doch in dem finsternen Leuchten seiner Augen erschien ein neuer Ausdruck von etwas Weichem, Hellem und Freundlichem.

Zweites Kapitel.

Majakin wohnte in einem geräumigen, zweistöckigen Hause mit einem großen Vorgarten, in dem mächtige, alte Lindenbäume ihr reiches Geäst ausbreiteten. Die dichten Zweige bedeckten die Fenster des Hauses wie mit dichten, dunkeln Spitzen, und die Sonne drang mit Mühe in zerplitterten Strahlen in die kleinen Zimmer hinein, die mit vielerlei Möbel und großen Koffern angefüllt waren, so daß im Hause immer ein trauriges, strenges Halbdunkel herrschte. Die Familie war fromm — der Geruch von Wachs, Weihrauch und Lampenöl erfüllte die Zimmer, Fußstempel und Worte von Gebeten schwebten in der Luft. Die rituellen Gebräuche wurden genau und mit Freude erfüllt, die ganze unverbrauchte Seelentracht der Hausbewohner löste sich darin aus. In der dämmerigen, schwülen und beklemmenden Atmosphäre der Zimmer bewegten sich lautlos, mit steten Bühmienen, dunkel gekleidete weibliche Gestalten mit weichen Pantoffeln an den Füßen.

Die Familie des Jafow Tarassowitsch Majakin bestand aus ihm, seiner Frau, seiner Tochter und aus fünf weiblichen Verwandten, von denen die jüngste vierunddreißig Jahre alt war. Sie waren alle gleich fromm, ohne Individualität und voll Ergebenheit gegen die Birn des Hauses, Antonina Iwanowna, eine große, magere Frau mit einem dunkeln Gesicht und strengen, grauen Augen, die herrschsüchtig und klug glänzten. Majakin hatte noch einen Sohn Taras, doch dessen Name wurde im Hause nie erwähnt, die Bekannten wußten aber, daß Jafow sich von seinem Sohn losgesagt hatte, seit der neunzehnjährige Taras zum Studium nach Moskau gefahren

war, wo er nach drei Jahren gegen den Willen des Vaters heiratete. Tarasch war ohne jede Kunde verschollen. Man sagte, er sei aus irgend einem Grunde nach Sibirien verschickt . . .

Sakow Majakin war eine sehr seltsame Erscheinung. Er war klein, mager, beweglich, hatte ein feuerrotes, spitzes Bärtchen und blickte mit seinen grünlichen, schlauen Augen, als wollte er zu allen und jedem sagen:

„Macht nichts, Verehrtester, beunruhigen Sie sich nicht! Ich verstehe Sie zwar, wenn Sie mich aber in Ruh' lassen, werde ich Sie nicht verraten.“

Sein Kopf sah einem Ei ähnlich und war krankhaft groß. Die hohe, durchfurchte Stirn ging in die Glaze über, und es war, als ob dieser Mensch zwei Gesichter habe — eines davon war scharfsinnig und klug, mit der langen, knorpeligen Nase und allen sichtbar, darüber befand sich das zweite, ohne Augen und Mund, das nichts als Furchen hatte, dahinter schien Majakin Augen und Mund zu verbergen, doch nur bis zu einer gewissen Zeit . . . dann, so schien es, würde er die Welt mit andern Augen anblicken und ein andres Lächeln haben . . .

Er war Besitzer einer Seilfabrik und hatte in der Stadt, am Hafen, einen kleinen Laden. In diesem Laden, der bis zur Decke mit Seilen, Stricken und Hanf angefüllt war, hatte er eine kleine Kammer mit einer knarrenden Glashür. In der Kammer stand ein großer, alter, häßlicher Tisch und vor diesem ein tiefer Lederstuhl, dort saß Majakin tagelang, wobei er Thee trank und immer die „Moskowskija Wjedomosti“ las, auf die er sein Lebensjahrlich abonnierte. Er wurde von der Kaufmannschaft geachtet und galt als ein „Hirnmensch“; er liebte sehr, das Alter seines Geschlechts hervorzuheben, indem er mit heiserer Stimme sagte:

„Wir Majakins waren schon unter dem Mütterchen Zefasjerina Kaufleute . . . ich bin also ein Mensch von reinem Blut . . .“

In dieser Familie verlebte Ignat Gordjewejs Sohn sechs Jahre. In seinem siebenten Jahr war Zoma ein großköpfiger, breitbrüstiger Knabe, der nach seinem Buchs und dem ersten Blick der dunklen, mandelförmigen Augen älter aussah, als er war. Er war still, schweigsam und beharrlich in seinen kindlichen Wünschen und beschäftigte sich ganze Tage lang mit Spielsachen zusammen mit Ljuba, der Tochter Majakins, unter der schweigenden Aufsicht einer der Verwandten, einer podennarbigen, dicken alten Jungfrau, die man aus irgend einem Grunde Busja nannte. Sie war ein ganz lautloses, gleichsam über etwas erschrockenes Geschöpf; selbst mit den Kindern sprach sie halblaut und einsilbig. Sie kannte viele Gebete, erzählte Zoma aber nie ein Märchen.

Mit dem kleinen Mädchen vertrat sich Zoma gut, wenn sie ihn aber durch etwas in Zorn brachte oder ihn neckte, erblaßte er, blies seine Rüstern auf, glogte drollig mit den Augen und schlug sie tüchtig. Sie weinte, lief zur Mutter und beklagte sich bei ihr, doch Antonina liebte Zoma und beachtete die Klagen der Tochter wenig, was noch mehr dazu beitrug, die Freundschaft der Kinder zu festigen. Zomas Tag war lang und eintönig. Nachdem er aufgestanden war und sich gewaschen hatte, stellte er sich vor das Heiligenbild und sagte beim Flüstern der nachigen Busja lange Gebete auf. Dann trank man Thee und aß viele Semmeln, Plätzchen und Kuchen dazu. Nach dem Thee gingen die Kinder im Sommer in den dichten, riesengroßen Garten, der in einen Graben auslief, auf dessen Grund es immer dunkel war. Von dort wehte es feucht und beängstigend her. Man ließ die Kinder nicht einmal an den Rand des Grabens, und das flößte ihnen Furcht ein. Im Winter spielten sie vom Thee bis zum Mittagessen in den Zimmern, wenn es draußen sehr kalt war, oder sie gingen auf den Hof und rutschten dort vom großen Eisberg herab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Greifswald. Prof. Aneher, seine Frau.

Sie: Wenn wir nur erst aus diesem fürchtbaren Nest heraus wären. Man verbauert —

Er: — verjunkt —

Sie: Wenn Du solche Wiße machst, werden wir ewig hier bleiben. Keine Aussicht für Berlin?

Er: hm, ich bin eigentlich der einzige, der für den Beherstuh in Betracht kommt. Aber ich bin den Kerlen zu bedeutend, sie fürchten mich.

Sie: Aber dann wende Dich doch an die Regierung. Du hast ein Recht darauf, in Berlin zu wirken.

Er: Nein, mein Kind, das geht auf keinen Fall. Ich will nicht von Gnaden irgend eines Ministerialrats vorwärts kommen. Der Stolz der Wissenschaft verbietet es, und dann — die ganze Gesellschaft ist mir zuwider. Ich will lieber in Greifswald sein und ein Charakter bleiben —

Sie: Ist heute nicht das Althoff-Essen?

Er: Ich glaube ja — was geht mich dieses — na — Zeichen der Zeit an?

Sie: Hast Du schon Deinen Glückwunsch telegraphiert?

Er: Aber wo denkst Du hin, Frau — ich solche Komödie mitspielen?

Sie: Meines Erachtens handelt es sich einfach um eine Taktfrage.

Er: Der Charakter steht höher als der Takt —

Sie: Ein schwacher Charakter, der dadurch verdorben würde, daß er den Pflichten des Taktes genügt!

Er: Aber es ist mir zuwider. Man könnte denken, daß ich um meiner Berufung nach Berlin willen —

Sie: Also aus purer Feigheit willst Du die Anstandsspflicht unterlassen, nur damit nicht jemand denken könnte, daß Du aus Streberei taktvoll handelst! Ueber solche Verleumdungen müßtest Du doch erhaben sein . . .

Er: Es ist nicht unlogisch, was Du sagst —

Sie: Kurz, ich werde Dir das Dienstmädchen schicken, daß es das Telegramm nach der Post bringt. Du schreibe es inzwischen auf, aber recht deutlich, damit es nicht verstümmelt wird. (Ab.)

Er setzt sich, leise seufzend, an den Schreibtisch, überlegt, ruft leise: à Berlin, à Berlin, und — schreibt.

Wreslau. Bemeyer, außerordentlicher Professor, seine Frau.

Er: Geld, nichts als Geld! Ich merke, wie meine Arbeitskraft unter den ewigen Sorgen schwindet.

Sie: Die Wirtschaft kostet Geld!

Er: Die Neujahrsrechnungen betragen mehr, als ich in einem halben Jahre einnehme.

Sie: Es ist nicht unlogisch, was Du sagst — Ich laufe so schon zum Sclandal mit meinem Kleide herum.

Er: Natürlich die Toilette! Was Wichtigeres kennt Ihr Weiber natürlich nicht.

Sie: Kenne mir eine Frau, die sich so einfach kleidet, wie ich. Du kennst keine. Meinen Winterhut habe ich mir selbst gemacht, er hat mich fit und fertig kaum 10 Mark gekostet. Aber natürlich vollständig muß man gehen.

Er: Laß mich in Frieden!

Sie: Uebrigens, der Junge muß morgen sein Schulgeld haben. Er (verzweifelt): Ich habe keinen Pfennig. Die Schule kann warten. Es ist ein Elend!

Sie: Ja, warum wirst Du nicht endlich Ordinarius!

Er: Weil ich den Hochmögenden nicht hofiere.

Sie: Das kann jeder sagen. Wenn man nicht genügend Talent hat, dann schiebt man's auf den Charakter.

Er: Soll ich etwa nach Berlin reisen und beim Althoff-Essen mir den Magen verderben?

Sie: Ach, Du bist ja gar nicht eingeladen.

Er: Na, daß ich telegraphiere, das erwartet man von mir. Wenn ich so ein Krieger wäre —

Sie: Bloß keinen Stolz vorkühen! Wenn Du wüßtest, daß es etwas nützt, würdest Du schon telegraphieren. Aber Du weißt eben, daß es Dir an wissenschaftlichen Fähigkeiten mangelt. Nun schüßt Du mannschaftliche Unabhängigkeit vor. (Weinend.) Derweilen muß ich mit gestickten Kleidern herumlaufen.

Er (wütend): Du bringst mich zum Rasen! Aber ich werde Dir zeigen, woran es liegt, daß ich nicht befördert werde — ich werde telegraphieren!

Bonn. Bemeyer, Privatdozent. Käthe.

Er: Woran denkst Du, Schatz?

Käthe: Wann wir endlich heiraten werden.

Er: Du bist sehr offen!

Käthe: Aber, Liebster, sollen wir es denn bis zum diamantenen Verlobungstag bringen? Wenn Du doch erst die Professur hättest?

Er: Ich passe nicht in die Welt.

Käthe: Gerade deshalb liebe ich Dich. Aber Du bist so klug, Du weißt viel mehr als die andern.

Er: Aber ich rede nicht einmal für die Marine. Ich bin Atheist, von verdächtigem Monarchismus, beinahe Socialdemokrat. Ich weiß, daß man meine Vorlesungen bespöttelt, daß man mich in Berlin demunziert . . .

Käthe: Man braucht doch aber nicht allen Leuten auf die Nase zu binden, was man denkt. Wenn Du erst Professor bist, kann man Dir nichts mehr anhaben und — wir können heiraten.

Er: Wenn —

Käthe: Weißt Du, ich habe mir etwas Wunderschönes aus-

gedacht. Ich habe beim Gärtner einen großen Lorbeerkranz gekauft, (Hoh) von dem Erlös meiner Siderei —
 Er (gerührt und erstaunt): Einen Lorbeerkranz — aber wozu?
 Rätke (schmeichelnd): Schide ihn dem Althoff.
 Er (erregt): Niemals!
 Rätke (küßt ihn): Es thut doch nicht weh! Oder hast Du mich nicht lieb?
 Er: Ich kann nicht —
 Rätke: Hör, ich werde ihn schiden — in Deinem Namen, dann hast Du eigentlich mit der Sache gar nichts zu thun. Bitte, bitte.
 Er (senkt den Kopf): Thut, was Du — willst.

Rönigsberg. Professor Demeyer liegt im Bett. Sein Arzt.

Der Professor: Bei unsrer langjährigen Freundschaft beschwöre ich Sie, sagen Sie mir die volle Wahrheit. Ich habe lange genug gelebt. Ich sehne mich nach Ruhe. Ich fürchte den Tod nicht. Also sagen Sie: Ist meine Krankheit tödlich?
 Der Arzt: Sie werden nicht genesen.
 Der Professor: Dank! Und wann werde ich sterben?
 Der Arzt: Das kann man so genau nicht wissen.
 Der Professor: O, ich sehe, daß Sie es wissen. Herr Doktor, es liegt mir unendlich viel daran, zu erfahren, wann es mit mir zu Ende sein wird. Erfüllen Sie mir diesen Wunsch — ich habe keine weitere Bitte mehr auf Erden. Neden Sie!
 Der Arzt: Binnen 24 Stunden.
 Der Professor (freudig): Sind Sie dessen ganz sicher?
 Der Arzt: Kein Zweifel, mein liebster Professor!
 Der Professor: Dann reichen Sie mir einen Zettel und einen Bleistift — ich will meinen letzten — oder (lächelnd) eigentlich meinen ersten Willen niederschreiben.
 Der Arzt: Geru (reicht ihm das Gewissensstück).
 Der Professor (schreibt, dann): Für den Fall, daß ich innerhalb der nächsten 24 Stunden wirklich sterben sollte, geben Sie, lieber Doktor, dieses am folgenden Tage als Telegramm auf. Sie werden mir das versprechen?
 Der Arzt: Ich verspreche es Ihnen.
 Der Professor (ängstlich): Aber nur, wenn Ihre Voraussetzung eintritt.
 Der Arzt: Nur dann. — Adieu, mein teurer Freund (geht nach der Thüre).
 Der Professor (dem Arzt nachrufend): Noch eins, Herr Doktor! Bevor Sie das Ding abschiden, sehen Sie ja genau nach, ob ich nicht etwa nur scheinot bin...

Meine Herren! Auch ich gehöre zu den Männern, die offen und unerschrocken auf dem Boden der Voraussetzungslösen Wissenschaft stehen, selbstverständlich der thörichtesten Voraussetzungslosigkeit. Die Wissenschaft darf nicht abhängig sein von fremdartigen, ein für allemal starren Grundannahmen. Sie muß sich frei entwickeln dürfen, innerhalb der natürlichen Schranken, die den Lehrern der Jugend auferlegt werden, die berufen sind, die Liebe für Thron und Altar, die Treue zum Vaterland, die Zufriedenheit mit Staat und Gesellschaft, die Begeisterung für Heer und Marine zu pflegen und zu fördern. (Bravo!) Aber, meine Herren, wenn ich vermagen die Notwendigkeit einer voraussetzungslosen Wissenschaft unbedingt anerkenne, eine Voraussetzung hat all' unsre Wissenschaft. (Widerspruch.) Sie murren, meine Herren, Sie werden mir bestimmen, wenn Sie die Voraussetzung gehört haben. W. G. Wenn die deutsche Wissenschaft, die deutschen Universitäten sich gegenwärtig — dem Auslande ein Gegenstand des Neides — zu einer so herrlichen Blüte entfaltet haben, wie niemals zuvor, so verdanken wir das in der That einer Voraussetzung. All das Große, Erhabene, Fruchtbare, Geseignete wäre nicht möglich gewesen ohne die Voraussetzung — unsers teuren, allberehrtten, genialen, aufopferungsvoll hingebenden, alles irdische Wissen umfassenden, Menschenkenntenden, gerechten, freien, tapferen, christlich-frommen Schutzherrn, Seiner Excellenz — — —

(Ein Briefbote überbringt ein Telegramm. Die animierte Tischgesellschaft ruft: Lesen, vorlesen!)

Prof. Harnad (erbricht das Telegramm und beginnt zu lesen): „Ich bin gestern gestorben“ (stürmische Heiterkeit — Harnad stößt — lebhaftes Aufse: Weiter lesen.)
 Prof. Harnad: Es geht nicht.
 Viele Aufse: Trinken Sie sich Mut, wenn Sie nicht Lesen können.
 Prof. Harnad: Aber —
 Direktor Althoff (gnädig): Sie können ruhig alles lesen, lieber Freund!
 Prof. Harnad (liest): „Ich bin gestern gestorben. Also kann ich heute endlich die Wahrheit sagen. (Bravo, sehr richtig, Gelächter.) Ich wünsche, daß all' die Essenden, Trinkenden, Liebenden, Telegraphierenden sich baldigst zum Teufel scheren mögen; daß dieses ganze verurtheilte Zeitalter der Lüge, Feigheit, Doppelzüngigkeit und Falschspielerei, der geistpreizten Unwissenheit und jämmerlich heuchelnden Charakterlosigkeit in einem Erdbeben der Freiheit und Wahrheit zu Grunde ginge. Prof. Demeyer †“
 (Allgemeines verlegenes Schweigen. Ein Professor flüstert: Mens Tekel Upharsin.)
 Prof. Harnad: Verzeihen Sie diesen peinlichen Zwischenfall, den ich nicht verschuldet habe. Meine Herren! Als Christen müssen wir auch diesem Unwürdigen, diesem Friedensstörer verzeihen, wir wollen trachten, hoffen, daß —
 Direktor Althoff (salbungsvoll) — hoffen, daß der Mann noch am Leben ist! —
 J o c.

Berlin. In der Wohnung des Professor Schmöller. Alle Zimmer sind voll Professoren. Selbst das Schlafzimmer ist ausgeräumt. Man schmaust an langen Tafeln. Beim dritten Gang erhebt sich Prof. Harnad, schlägt aus Glas und beginnt die folgende Rede:

Hochverehrliche Anwesende, Freunde, Kollegen, Excellenzen! Ein Tag der Freude, der Genugthuung, der Ehre ist dieser Tag. Die Mächte der Finsternisse liegen am Boden. Das Licht triumphiert. (Sehr richtig!) Wir haben eine Zeit hinter uns, in der die Unklarheit und Wirrnis herrschte, in der die Verleumdung ungnug und ruchlose Schmäher sich am Heiligsten und Ehrwürdigsten vergrißen. (Weisfall.) Diese trübe Zeit liegt, Gott sei Dank, hinter uns. (Bravo.) Es war unsre Pflicht, als Männer, Deutsche, Christen und Lehrer der lauterer Wissenschaft den Kampf mit dem bösen Feinde aufzunehmen. Aber nicht nur unsre Pflicht, sondern auch unsre Freude. Als freie unabhängige Pioniere der Forschung bekamen wir hier mutig durch unser gemeinschaftliches Abendmahl, daß die Angriffe der Feinde ein hohles Nichts waren. (Sehr richtig!) Meine Herren! Wir haben ein gewaltiges Plebiszit zu stande gebracht, ein Plebiszit — gewissermaßen — der gesamten Aristokratie des Geistes und der Seele. Alles, was im Reiche des freien Gedankens Ansehen und Verdienst hat, ist persönlich oder doch mit teilnehmendem Geiste hier versammelt, um laut und ehrlich zu bekunden, was wir dem großen Schutzherrn der freien Wissenschaft schuldig sind. (Stürmischer Weisfall.) Und wenn wir noch eines Beweises bedürfen, daß es sich hier nicht, wie die Feinde der Wissenschaft behaupten, um einen Akt der Streberei und des Zwangs handelt, so brauchen wir nur die Namen der Männer zu verlesen, die uns zu diesem Feste aus der Ferne so herzlich Glück und Segen gewünscht haben. Es sind Gelehrte darunter, die eine politische Gesinnung haben, die die Mehrzahl unsrer Freunde als schädlich verpöfcht. Auch sie haben offen den Hohn der Dankbarkeit dem hochverdienten, schände verlästerten Mann entrichtet, den unsre Herzen hier feiern. (Sehr richtig!) Und auch die heranwachsende, stürmisch gärende Jugend hat freudig an der gewaltigen Kundgebung teilgenommen. Sehen Sie diesen Lorbeerkranz auf dem Platte unsres Ehrengastes. Ihn hat ein junger Gelehrter gesandt, der uns Alten wegen seines ungestümen Radikalismus erste Sorgen bereitet hat. Niemand wird diesen Trostkopf verdächtigen, daß er aus äußeren Gründen das den Geben wie den Empfangenden gleichermaßen ehrende Zeichen der Liebe und der Achtung gesandt hat. (Weisfall.) Auch dieser schäumende Rost wird, das hoffen wir zu Gott, zum Segen unsres Vaterlandes klarer, köstlicher Wein werden.

Kleines Feuilleton.

Jg. Draußen. „Draußen! Na ja im Sommer mag es angehen! Es kommen dann wenigstens Berliner hinaus und bekommen etwas zu sehen. Aber im Winter? Nein, das versteh' ich nicht, wie man es im Winter draußen aushalten kann!“
 Sie versteht es wirklich nicht, die kleine blonde Frau Lily, und so viel andre verstehen es auch nicht, ganz und gar nicht.
 „Draußen im Winter? hm, ja! R' bishgen anders ist es, als drin in der großen Stadt.“
 „Keine Theater giebt es,“ seufzt Frau Lily, „und auf den Straßen geht kein Mensch. Sterben muß man ja da vor Langerweile, weiter gar nichts hat man als den See und den Wald.“
 „Nein, weiter gar nichts!“
 „Und im Wald kann man nicht mal Blumen pflanzen, und die Kaffeetischen sind alle geschlossen!“
 „Sind sie in der That, Frau Lily, und die Karussells im Waldschlößchen drehen sich nicht, und auf der Rutschbahn tönt kein Juchzen und Quietschen, ganz leer und still ist der Wald! Stundenlang kann man wandern darin und trifft nichts andres, als ein altes Holzweib, und hört keinen Laut, als heiseren Krähenkrei. Ueber den Thälern brüht das Schweigen, Nebel brauen über Sumpf und Moor. Haben Sie das schon mal gesehen, Frau Lily? Wundersam, solch ein Wald im Dämmern, wenn aus den Wiesen der Nebel steigt. Zu Gestalten halt er sich zusammen, zwischen den Bäumen ein Wiegen und Schweben, Flattern und Reigen. Es winkt und greift mit feuchten Händen und die Eiche drüben am Hang steht wie ein Spukbild im Zwiellicht, wie ein Angeheuer aus Wendenzeiten.“
 „Gräßlich,“ sagt Frau Lily, „im Nebel gehen ist ungesund und im Wald bekommt man nasse Füße. Und dann so ein Wald und immer wieder Wald, das ist ja stumpfsinnig. In Berlin sieht man doch noch Schaufenster.“
 „Schaufenster mit Diamanten, richtig, Frau Lily. Diamanten haben wir hier nicht. Nichts haben wir, als die Regentropfen, die an den Zweigspitzen hängen bleiben, an jeder Zweigspitze einer. Ja das haben Sie wohl auch nicht gesehen, Frau Lily; solch einen lahlen Baum, daran sich die Regentropfen schaukeln?“

„Als ob es daran noch etwas zu sehen giebt!“ Frau Lily zuckt verächtlich die vollen Schultern.

„Nichts giebt es daran zu sehen, Frau Lily, nichts als eben einen fahlen Baum voller Regentropfen; nur wenn die Sonne drüberläuft, funkelt und blüht er in tausend Farben; es sieht grade aus wie Diamanten, und wenn der Wind die Zweige schüttelt, fällt es herab wie ein Funkenregen.“

„Man kann sich aber das Zeug dabei verderben“, sagt Frau Lily, „unter nasse Bäume gehe ich nie und am wenigsten im Winter, die Winterhüte sind so empfindlich.“

„Im, ja, Frau Lily, das sind sie freilich!“

Frau Lily betrachtet ihre Fußspitzen und bohrt mit dem schmalen Lackfischchen in den weichen Teppich. Für Winter-Waldwege wären die nicht gemacht!

„Und nun sitzen Sie hier und sehen auf den See und immer wieder auf den See, ist denn das nicht zum Sterben langweilig? Wenn ich raussehe, hab' ich doch die Potsdamer Brücke vor mir und alle Augenblick ist was anders los und man hört die Elektrischen bimmeln! Aber Sie hier mit dem See... Da würde ich melan- cholis! Immer daselbe!“

„Immer daselbe, Frau Lily! Sehr richtig!“

„Im Sommer, ich sage ja, wenn noch Sommer wäre, da ist mal 'ne Regatta und die Dampfer fahren, und man hört die Menschen singen und lachen... Aber jetzt das Einerlei...“

Und Frau Lily sieht durch das Fenster hinaus...

„In der That Frau Lily, ein schreckliches Einerlei so ein See! Immer daselbe Bild! Wenn die Sonne lacht liegt er blau und still... ein einziger kristallarer Spiegel. Wenn der Sturm ihn segt, bäumt er sich auf und die Wogen sprühen weißen Schaum und jagen und überflürzen sich. Immer daselbe: ist kein gutes Wetter, ist sicher schlechtes.“

Und im Winter ist meistens schlechtes,“ seufzt Frau Lily in inniger Teilnahme, „nein ich sage, wie man nur hier draußen bleiben kann! Und wenn es nun erst gar noch friert!“

„Als ob es nicht schon gefroren hätte, Frau Lily! Wenn auch nicht bei Euch da drin in der Stadt, hier draußen doch! Als wir eines Morgens erwachten, trieben auf dem Wasser weiße Schollen, und sie trieben und schoben und stießen aneinander mit dumpfem Klang, und rundumher stand der Wald im Raubreif, silberüberpopen, märchenglitzernd. Jeder Baum eine Riesentoralle, jeder Gipfel verloren in blauweißen flimmernden Dunst. Große Vögel kamen von den Bergen und strichen flügelschlagend durch die Luft, und die Sonne stieg auf aus Gold und Purpur und warf über all die weiße Pracht ein weites, goldenes Strahlenreg! Und nächstens wird der See zu sein, Frau Lily, und wir werden den Stahlschuß an die Sohle schnallen und drüber hinsiegen, vom Sturm getrieben!“

„Aber elektrisches Licht brennt nicht dazu“, troht Frau Lily, „und kalt muß es denn auch werden; o Gott, o Gott, ich wette, Sie stecken zwanzig Pfeifstöckchen in den Ofen und haben das Zimmer noch nicht warm. Wie werden Sie den Winter übersehen?“

„Als ob der Winter noch lang ist, Frau Lily! Nächsten Monat ist ja schon Februar, da blühen im Garten die Schneeglöckchen, und dann kommt der März und der April und die Kaffeelischen thun sich auf, das Karussell und die Rutschbahn geht! Und der ganze Wald ist voller Berliner! Dann giebt es wieder etwas zu sehen!“

Volkstunde.

— Eine neue Wiedertäufer-Sekte an der Wolga. Im „Globe“ erzählt N. v. Seidlitz nach einer russischen Quelle: Das große, etwa 50 Werst westlich von der Wolgastadt Wolsk, unfern der von dort nach Niasan führenden Eisenbahn im Gouvernement Ssaratorw gelegene Dorf Kriahin ist seit den siebziger Jahren des jüngstverflorenen Jahrhunderts zum Schauplatz einer höchst eigentümlichen Sekte geworden, welche hierher von den Bauern Sinowjew und Filatow eingeführt wurde und den Namen der „Perekrestschenzh“ (Wiedertäufer) führt. Filatows Schwester Irina, kein Genüge findend an der Taufe, mittels welcher ihr Bruder die von der rechtläubigen Kirche Uebertretenden in seine Gemeinde aufnahm, gründete ihre eigene Sekte. Ein jeder Adept mußte wiedergeboren werden, wozu an erster Stelle eine besonders auserwählte Hebamme geladen wurde, welche die zur Geburt nötigen Gegenstände vorbereitete, so: Wäsche, Windeln, Seife, Waschbeden und dergleichen mehr, worauf Irina ein weites und langes weißes Hemd anthat und sich mitten auf der Diele niederlegte, worauf der Kandidat zur Wiedergeburt sich von Kopf zu Fuß entblößte und unter das Hemd kroch. Unterdessen stöhnte, ächzte Irina, und die Hebamme arbeitete und mühte sich um sie ab wie um eine wirklich Gebärende. Sobald aber der Geborene herauskam (was sehr langsam — in einer halben bis einer Stunde geschah), rief die Behmutter: „Sie ist entbunden!“ aus. „Dank sei dem Herrn!“ rief die Gebärende, worauf man sie in ein Bett legte. Der „Neugeborene“ aber lag in dessen auf dem Boden und schrie wie ein kleines Kind. Dann begann die Behmutter den „Kleinen“ zu waschen, wickelte ihn und trug ihn mit Hilfe anderer auf den Ofen. Der „Neugeborene“ mußte in solcher Lage acht Tage verbleiben, sich aus den Händen der Hebamme nähren, am achten Tage fand seine Taufe statt. Darauf trat das Leben in seine Rechte ein. —

Kulturgeschichtliches.

br. Apotheken und „Destillen“. Es ist bekannt, daß in den Einzelstaaten der nordamerikanischen Union, die den Verkauf geistiger Getränke verboten haben, die Apotheken einen zwar geheimen, trotzdem aber schwungvollen Handel mit Spirituosen, die sie natürlich nur zu Heilzwecken führen dürfen, treiben. Aus dem 17. Jahrhundert ist ähnliches auch aus Deutschland zu melden. Der Brantwein tauchte in Deutschland durch Vermittlung von italienischen Kaufleuten im 14. Jahrhundert als Heilmittel auf, in Hessen nicht vor dem Schlusse des 15. oder dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Als früheste Spur des Brantweins in Hessen wird erwähnt, daß 1472 Landgraf Wilhelm „gebranntes Wasser“ nach Rauschenberg geschickt erhielt. In der Gesetzgebung kommt er vor 1509 nicht vor. Auch damals und noch lange Zeit nachher war es kein dem Wein und Bier gleichstehendes allgemeines Getränk, sondern Handelsartikel und Medikament, nur wurde er schon früh mißbräuchlich zu Gelagen und Zechen verwendet. A. Stölzel führt in seiner Abhandlung „Wein- und Brantweinsucht in Kurhessen“ eine Reihe dieser zum Teil schwere Strafen auslegenden Verordnungen an: so wurde 1622 und 1656 „Brantwein aus Frucht zu machen hinfür gänzlich verboten“. Die Kirchenordnung von 1657 dagegen will des Sonntags nur die „Weinkeller, Apotheken und Bierschenken“ zugehalten haben und kein Gefaße unter dem Gebete gestatten. Der kaiserliche Befehl vom 28. September 1672 findet, daß gegen die früheren Sabbathordnungen „in denen Wein-, Brantwein-, Bier- und andren Wirtschaften, Kellern und verdächtigen Orten“, sogar in den Apotheken Gäste gesetzt werden, und schärfst das Verbot ein.

1795 heißt es in einem amtlichen Aktenstücke: „In den älteren Zeiten war Wein der einzig bekannte potus hilaritatis (Trank der Heiterkeit), der Brantwein höchstens in Apotheken bekannt. Das sind ganz bekannte Dinge. Die Zeiten haben sich indes verändert und hat der Brantwein nunmehr den Wein verdrängt...“

Heute sind die Apotheken in Deutschland nicht mehr in Versuchung, Brantwein zu Trinkzwecken zu verkaufen, denn Gelegenheit zum Brantweintrinken ist in überreicher Weise vorhanden. Der Staat und das Reich ziehen aus demselben großen Gewinn, noch größeren die Zünfte. —

Humoristisches.

— Beim Wort genommen. Schauspieler: „... Mit der Gage auszukommen, ist wirklich eine Kunst!“

Direktor: „Ich hab' Sie auch als Künstler engagiert!“

— Stoßsenfzer. Moderner Dichter: „Wenn doch endlich mal jemand meine Gedichte kommentieren wollte! Ich wäre zu neugierig, was sich die Menschen dabei denken!“

— Höchste Eifersucht. „Was machst Du denn, Emilie? Du willst mir doch nicht das Bild Deines Galten aus dem Photographie-Album nehmen?“

„Nein! Ich will ihm nur einen andern Platz anweisen — hier zwischen den jungen Damen braucht er nicht zu stehen!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Johannes Schläp hat ein neues Schauspiel „Eifchen“ geschrieben; das Stück spielt im Jahre 1848. —

— Adolf Klein ist auf weitere sechs Jahre dem Lessing-Theater verpflichtet worden. —

— Die „Neue Bühne“, deren Vorstellungen an Nachmittagen im Neuen Theater stattfinden werden, wird noch in diesem Monat in ihrer ersten Vorstellung zwei Stücke von Herbert Gulenberg „Apollo und Thespis“ und „Münchhausen“ bringen. —

— Dr. Martin Bidel ist als Oberregisseur an Bolzogens „Vuntem Theater“ engagiert worden. —

— Das „Trianon-Theater“, aus dem Bierbaum bereits geschieden ist, wird in den nächsten Tagen zum zweitenmal „eröffnet“ werden und wieder zu den lieben „Lebenden Liedern“ zurückkehren. —

— Bolzogen will am 18. Januar in seinem Vuntem Theater eine Ueberbrett-Subskriptionsredoute veranstalten. Eintrittskarten kosten 10 M. (Künstlerkarten 5 M.); für das Belegen von Logen oder zusammenhängenden Parquetplätzen wird eine Extragebühr von 20 M. erhoben. — Auf diese Weise kann ein neuer Aufschwung des Ueberbretts nicht ausbleiben. Vonsehr wird nächstens einen bürgerlichen Mittagstisch, das Trianon-Theater einen Nachmittagsstee veranstalten, die „silberne Punscherrine“ es mit „frischen Buffern“ versuchen. —

— In der Wiener Hofoper gelangt demnächst eine Oper von Josef Forster „Der tote Mann“ zur Aufführung. Der Text ist einem Fastnachtspiel von Hans Sachs entnommen. —

c. Wie aus Paris gemeldet wird, ist Raffaels berühmte Madonna des hl. Antonius von Padua von Pierpont Morgan für 2000 000 M. gekauft worden. —